

Eginald Schlattner: Der geköpfte Hahn

Muss man vom Autor, seiner Herkunft, seinem Leben etwas wissen, wenn man sich mit seinen Büchern beschäftigt? Man muss nicht, aber bei vielen Schriftstellern legt es sich nahe, und Eginald Schlattner gehört sicherlich dazu: Er kommt aus Siebenbürgen - dieses Land, das in seinen Romanen sozusagen die Hauptrolle spielt, ist seine Heimat. Geboren ist er, im Jahre 1933, zwar in Arad, das zum Banat gehört, aber aufgewachsen in Fogarasch, einer Kleinstadt in der Nähe von Kronstadt (rumänisch Brașov). Und genau in Fogarasch spielt sein erster Roman, mit dem wir uns beschäftigen. Schlattner ist also ein Sachse, wie sich die Deutschstämmigen, die seit dem 12. Jahrhundert in Siebenbürgen siedeln, nennen. (Mit den Sachsen unseres Bundeslandes hat das nichts zu tun). Zur Zeit seiner Geburt lebten etwa 300000 in diesem Teil des Königreichs Rumäniens; vor dem Ersten Weltkrieg hatte Siebenbürgen noch zu Ungarn und damit zur k.u.k. Monarchie gehört. Im Gegensatz etwa zu den Städten Kronstadt und Hermannstadt, wo die Sachsen eine dominierende Stellung hatten (bis ins 19. Jahrhundert gab es dort kein Bürgerrecht für Nicht-Deutsche), betrug ihr Bevölkerungsanteil in Fogarasch nur etwa 11%; ihr ökonomisches und geistig-bildungsmäßiges Gewicht war allerdings weit größer. Schlattner besuchte hier die Deutsche Schule, die nach unseren Begriffen zur Mittleren Reife führte. Abitur machte er dann 1952, schon in der kommunistischen Ära, in Kronstadt. Verfolgen wir sein weiteres Leben: Er studierte in Klausenburg/Cluj Hydrologie (also die „Lehre vom Wasser“, praktisch wohl als Gewässermanagement zu verstehen), Mathematik und evangelische Theologie. (Ob diese Fächer auf ein gemeinsames Berufsziel bezogen waren, ist mir nicht bekannt – vorstellbar ist es kaum.) Daneben begann er zu schreiben (zwei Erzählungen standen kurz vor der Veröffentlichung), gründete und leitete einen deutschsprachigen Literaturkreis – da wurde er 1957 vom Geheimdienst Securitate festgenommen, unter schwer erträglichen Bedingungen in Haft gehalten und vor Gericht gestellt. 1959 ließ man ihn in einer Art stalinistischem Schauprozess gegen fünf deutschsprachige Schriftsteller als Kronzeugen der Anklage auftreten; alle Angeklagten wurden zu langjähriger Zwangsarbeit verurteilt. Schlattner selbst bekam zwei Jahren Gefängnis wegen „Nichtanzeige von Hochverrat“. Nachdem 2001 Schlattners zweiter Roman „Rote Handschuhe“ erschienen war, in dem er diese Ereignisse zu verarbeiten versucht hat, kam es in der Bundesrepublik zu erregten kontroversen Debatten über seine Rolle und über die Übereinstimmung des Buchs mit der damaligen Realität. Da wir uns heute nicht mit den „Roten Handschuhen“, sondern mit dem „Geköpften Hahn“ beschäftigen, soll nicht näher darauf eingegangen werden; erwähnen möchte ich, dass Schlattner selbst sich noch 2008, als meine Frau und ich mit ihm zusammentrafen, schwer traumatisiert zeigte, besonders wegen Aussagen in Bezug auf Familienangehörige, und mit sich in Bezug auf diese Episode seines Lebens nicht im Reinen war. Nach der Entlassung arbeitete er zunächst als Tagelöhner in einer Ziegelbrennerei, später entsprechend seiner Ausbildung als Ingenieur. 1973 nahm er wieder das Theologiestudium auf (das existenzielle Interesse an der Religion und genaue Bibelkenntnisse sind gerade seinem ersten Roman anzumerken); seit 1978 ist er bis zum heutigen Tage Pfarrer von Rothberg (Roșia bei Hermannstadt), wo er die letzten Reste der deutschen Gemeinde betreut, außerdem als Gefängnispfarrer wirkt. (Ein besonderer Aspekt seiner Tätigkeit ist der

Einsatz für die Zigeuner, „unsere braunen Brüder“ – dieses Interesse ist auch seinen Romanen anzumerken.) Erst 1998, mit 65 Jahren, veröffentlichte er unseren Roman, nach dessen beachtlichem Erfolg 2001 den erwähnten zweiten, 2008 einen dritten, „Das Klavier im Nebel“, der ebenfalls im Siebenbürgen der Nachkriegszeit spielt; danach erschien noch ein Band von frühen Geschichten. In der Widmung, die er uns 2008 in eines seiner Bücher schrieb, nennt er sich „letzter Pfarrer von Rothberg, der 99[.] seit 1150“. In der Tat sieht er die 800jährige Siedlungsgeschichte der Deutschen in Siebenbürgen als beendet an. (Statt der 300000 dürften noch knapp 15000 im Lande leben, von denen es immerhin einer, Klaus Johannis, 2014 zum Staatspräsidenten gebracht hat.) Und damit sind wir bei unserem Roman. Hören wir den (gekürzten) Anfang.

Text 1:

Exitus, was heißt das eigentlich?

Sofort nachschlagen, wenn man etwas nicht weiß, hatte die Mutter uns eingeschärft. [...]

Das Wort Exitus verfolgte mich seit Tagen.

Ich stand grübelnd in der Tür, die zur Hausterrasse führte, und schaute in den Garten, der bis an den Himmel reichte.

Die Mutter war in Rohrbach, mit der kleinen Schwester und den jüngeren Brüdern Kurtfelix und Uwe, doch nicht auf Sommerfrische, wie sonst in den Ferien. Die Deutsche Volksgruppe in Rumänien, Grupul Etnic German din România, hatte die Frauen und Kinder von Fogarasch in die Dörfer der Umgebung evakuiert – vor den Bombenangriffen der Amerikaner. [...]

Exitus, das war das Fest am Nachmittag, das die Großmutter mit den zwei Hausangestellten vorbereitete. Unsere Klasse, die Quarta der Deutschen Schule von Fogarasch, feierte Exitus – so der tradierte Sprachgebrauch in Siebenbürgen: Abschied von der Schule, Abschied voneinander, Abschied von der Kindheit sowieso – wir waren alle über fünfzehn. Ein verspätetes Fest, denn die Schulen hatten bereits im April geschlossen, als die ersten Bomben auf Bukarest, Ploiești und Kronstadt fielen. So wurde die Veranstaltung auf bessere Tage verschoben, eben auf heute, den 23. August 1944.

Das erste Wort des Romans heißt Exitus, das letzte übrigens auch, mit einem Zusatz: Exitus letalis – der Tod. Und auch dazwischen taucht der Ausdruck immer wieder, in verschiedenen Zusammenhängen, auf, als eines der Leitmotive, die Schlattner vielfach verwendet (ein anderes ist der kopflose Hahn des Titels, ein weiteres das Dornröschen des Märchens). Der Ich-Erzähler, ein sechzehnjähriger Junge, kennt natürlich die für ihn vordergründige Bedeutung: Schüler-Abschlussparty (wie wir heute sagen würden). Aber er sinnt über die eigentliche Bedeutung nach – wir kennen sie: Ausgang, Auszug, Tod. So wird der Auszug der Sachsen aus ihrem achthundertjährigen Siedlungsgebiet von Anfang an beschworen, und das Datum, das für ihn entscheidend war (was der Leser vielleicht noch nicht weiß, aber am Ende erfährt), ist der Tag der Romanhandlung: 23.8.1944. Es werden allerdings nicht nur die Ereignisse dieses einen Tags vorgeführt, sondern beim Warten auf den Beginn des Fests erinnert sich der Junge an Episoden aus der Vergangenheit, und so wird uns die

Vorgeschichte seit dem ersten Adventssonntag 1942 bis zu jenem Augusttag 44 in Ausschnitten vermittelt, die im großen Ganzen, aber keineswegs konsequent chronologisch geordnet sind. Erst die letzten knapp hundert Seiten (von fünfhundert) bleiben, nach Beginn des Tanztees, in der Gegenwart.

Wir haben aus dem Anfangsabschnitt schon erfahren, dass wir in Fogarasch sind, dem Ort der Schlattnerschen Jugend; dem Protagonisten wird allerdings später angekreidet, dass er nicht in Fogarasch geboren ist – genau wie der Autor. Der Junge hat die Deutsche Schule besucht, wie der Autor. Die Familie ist bildungsbewusst und mit ihrer Villa und dem großen Garten recht wohlhabend – der Vater, der den Vornamen Felix trägt, ist selbständiger Kaufmann, beides genau wie beim Autor. Der Vater des Autors stammt aus Freck, und da befindet sich das „Familienhaus“ der Romanfigur. Ein Bruder des Erzählers heißt Kurtfelix, und so heißt auch der Bruder des Autors, der in den Prozess verwickelt war. Ich bin völlig überzeugt, dass man noch eine Menge weiterer Gemeinsamkeiten zwischen Autor und Figur finden würde, wenn man nur genauer über die Details der Schlattnerschen Familie informiert wäre. Und auf Seite 272, in der Mitte des Buchs, erfährt man dann ganz beiläufig, dass das Geschäft des Vaters „Frații Schlattner“ heißt und in „Gebrüder Schlattner“ umbenannt werden soll. Der Junge heißt also Schlattner; seinen Vornamen erfahren wir nicht, aber wir hören, dass er deren drei hat und der Hauptnamen so „extravagant“ ist, dass man ihn sich kaum merken kann – wie beim Autor (Eginald Norbert Felix). [Der Name „Felix Goldschmidt“, den die dtv-Ausgabe auf der Rückseite des Umschlags nennt, ist falsch – es ist der Vorname des Vaters, der Nachname des Großvaters!] Also ein Selbstporträt, eine literarisierte Autobiographie? Nein, denn der Autor ist 1933 geboren, war im August 1944 knapp elf, und es ist gänzlich unmöglich, dass ein Elfjähriger auch nur andeutungsweise das erlebt hat, was wir von dem hartnäckig und intelligent reflektierenden Jugendlichen des Romans, der heftig mit erotischen Erkundungen und Erfahrungen zu tun hat und zeitweise als Familienvorstand agieren muss (der Vater ist im Krieg), zu hören bekommen. (Und als der Autor sechzehn war, im Jahre 1949, hatten sich die Verhältnisse radikal verändert.) Wir haben also das seltsame Phänomen, dass der Autor die Hauptfigur durch Details sehr eng an die eigene Person rückt, aber in ihr keineswegs persönliche Erfahrungen und Erlebnisse gestaltet. Auf eine besondere innere Nähe zum eigenen Geschöpf wird man sicherlich schließen können.

Ein Sachse, also ein Deutscher, ist dieser Junge (die Sachsen gelten als „Germanissimi Germanorum“, nicht unbedingt die Fogarascher Sachsen speziell allerdings), in einem Land, das 19 Völkerschaften zählt. Gerade Fogarasch ist ein „Tuttifrutti an Sprachen und Konfessionen“, meint der Stadtpfarrer Stamm, und das schätzt er: Hier herrsche ein „Geist der Toleranz“, hier tausche jeder mit jedem ein freundliches Wort. Und er versteht sich sogar dazu, von einem Abbild der Civitas Dei, des Gottesstaats zu reden. Immerhin feiern alle am 10. Mai Königs Geburtstag (König Michael ist übrigens aus dem Hause Hohenzollern), rumänische Kinder besuchen die renommierte deutsche Schule (jedenfalls die Honoriatoentöchter, und die stehen dort etwas am Rande), es gibt eine Zeitschrift, die in Deutsch und Rumänisch erscheint, wenn der Vater des Jungen durch die Stadt geht, grüßt er ständig in vier Sprachen. Der Großvater des Jungen allerdings, ein ehemaliger habsbur-

gischer Marineoffizier, der als Schiffbrüchiger tagelang auf der Adria treibend den Glauben verloren hat, kann die Einschätzung des Pfarrers nicht teilen, für ihn ist das buntgemischte Städtchen eher ein Babel als das Neue Jerusalem. In der Tat gibt es eine „Erbfeindschaft“ zwischen den Rumänen und den Ungarn, die ja bis 1918 die Herren im Lande waren – da wird schon mal ein Rumäne als „stinkiger Walache“ bezeichnet, und ein Rumäne, der niest und furzt wie ein Ungar, wird von seinen Volksgenossen aus dem Eisenbahnwagen geworfen, es gibt Vorurteile (Rumänen sind unzuverlässig und faul, Sachsen geizig, aber tüchtig). Selbst die gebildete Familie des Jungen schaut verächtlich auf den Geschmack der rumänischen Bourgeoisie herab. Auch die Kommunikation ist keineswegs immer so unproblematisch wie bei den polyglotten Eltern. Rumänen können zumeist kein Deutsch und lehnen das Ungarische ab. Die Deutschen lernen Rumänisch in der Schule, aber der Junge hat Mühe, sich darin flüssig zu unterhalten. Und sogar unter den Sachsen gibt es Probleme: Wenn die Kinder des sächsischen Dienstmädchens vom Lande, die in ihrem Dorf nur Dialekt sprechen, einmal ihre Mutter besuchen, müssen sie mit den nur Hochdeutsch redenden Kindern der Familie rumänisch radebrechen, sonst verstehen sie sich nicht. Aber einmal hören wir: „In Siebenbürgen war das so: Du hörtest zu, selbst wenn du die Sprache des anderen nicht verstandest.“ Irgendwer hat dann schon übersetzt. Und so ist die Vision des Pfarrers wohl doch nicht so unsinnig. Er gibt allerdings zu, dass sie am plausibelsten am Badestrand erscheint, wo sich die Völker und Rassen, Stände und Altersstufen am Ufer der Aluta schon einmal durch die Kleidung nicht unterscheiden. Und der Mangel an Textilien erinnert ja geradezu ans Paradies.

Mit den Konfessionen ist es ähnlich: Als man beim Bau eines Luftschutzbunkers auf Überreste eines alten Gottesackers stößt, von dem niemand weiß, welcher Glaubensrichtung die Gerippe einst angehörten, begleiten Geistliche aller Denominationen bei der Umbettung den Leichenwagen und feiern am neuen Bestattungsort ihre Liturgie. (Am schönsten singt der Rabbi, die prächtigsten Gewänder hat der ungarische Unitarier, den imposantesten Eindruck macht der orthodoxe Erzpriester.) Der skeptische Großvater fühlt sich an das Knurren von Hunden, die sich um einen Knochen streiten, erinnert, Pfarrer Stamm aber empfindet, wenn die hochwürdigen Männer auch dem Beten und Wirken all der anderen beiwohnen, wieder einen Vorgeschmack des ewigen Lebens, wo die Schranken zwischen den Menschengruppen gefallen sind.

Diese tolerante Gemeinsamkeit, wie hoch man ihren Grad auch einschätzt, gibt es so allerdings nur bis zur nationalsozialistischen Einflussnahme. „Jetzt ist es damit aus“, konstatiert der Pfarrer. „Plötzlich gibt es nur noch auserwählte Rassen.“

Die Deutschen haben nach Fogarasch eine „Lehrkompanie“ entsandt; Rumänen, wo die Macht nicht mehr beim König, sondern bei dem faschistischen Conducător Marschall Antonescu liegt, ist ja mit Hitler verbündet, seine Soldaten sind mit der deutschen Wehrmacht nach Russland gezogen und weichen jetzt mit ihr zurück, aber immer noch soll durch deutsche Offiziere, die auch in der elterlichen Villa des Jungen verkehren, und drei Doppeldecker die Wehrkraft in Fogarasch gesteigert werden. Von der „Deutschen Volksgruppe“, die Frauen und Kinder evakuiert, haben wir schon gehört. Sie bestimmt über die Sachsen, sie hat 1943 die Schulen, die seit jeher von der evangelischen Kirche getragen

wurden, übernommen („ein hybrider Verein von Neuheiden“ schimpft der Pfarrer). Bezeichnend ist, dass die neue Inschrift an der Fogarascher Schule nur noch deutsch ist und nicht mehr, wie es bisher selbstverständlich war, eine rumänische Übersetzung bei sich hat. Es entstehen Ableger der nationalsozialistischen Organisationen (z.B. eine Hitlerjugend namens „Deutsche Jugend in Rumänien“), deren Funktionäre weitgehend aus der sozialen Unterschicht kommen. So wird das Schlattnersche Dienstmädchen Liso, das jetzt Haustochter Elisabeth genannt werden muss, Frauenschaftsführerin und kommandiert als solche bürgerliche Damen. Sie weigert sich, an Weihnachten die „judaistisch-zionistische Baalsfeier“ der Familie mitzumachen, und organisiert statt dessen eine altgermanische Sonnwende feier. Sogar in der Familie des Jungen gibt es überzeugte Nationalsozialisten: zwei Tanten und den Erichonkel, der in Abwesenheit des toleranten und großmütigen Vaters das Geschäft führt. Der Vater allerdings hat stets mit „Grüß Gott“ statt „Heil Hitler“ gegrüßt, und der Großvater versucht, der kleinen Enkelin „Heil Kaiser Franz“ beizubringen ...

Besonders zeigt sich die Veränderung im Verhältnis zu den Juden. Bisher reichte es aus, die Fenster der Synagoge gegen eventuelle antisemitische Lausbubenstreiche mit Maschendraht zu versehen; die jüdischen Ärzte und sonstigen Akademiker waren angesehen und verkehrten mit den anderen Honoratioren; der Vater des Jungen etwa hat jüdische Geschäfts- und Kartenspielfreunde, die er noch dann, als sie kein Auto mehr besitzen dürfen, im eigenen mitnimmt. Viele fühlten sich der deutschen Kultur verbunden, etwa die Eltern von Gisela Judith Glückselich, einer Mitschülerin des Jungen, haben die deutschen Klassiker im Regal und tauften ihre Kinder Gisela und Baldur; jetzt, nachdem Gisela im letzten Schuljahr aus der deutschen Schule verwiesen worden ist und der Vater nach Beginn der Deportationen verschwunden ist (wir erfahren nur andeutungsweise, dass er der Flüchtling ist, den der Vater des Jungen auf abenteuerliche Weise fortgeschafft hat), jetzt also lebt die Restfamilie, zu der früher alle Klassenkameraden zum Spielen kamen, völlig isoliert, heimlich von wenigen Wohltätern am Leben erhalten, und hofft auf den Einmarsch der Russen. Den Pfarrer trifft es besonders, dass kein Jude sich mehr zum Baden an die Aluta wagt und so sein Bild vom Neuen Jerusalem in der Badehose zersprungen ist.

Schon von Anfang an ausgegrenzt und verachtet waren die Zigeuner: Sie lagern für jeweils drei Tage (mehr wird nicht zugestanden) irgendwo am Fluss, bewerfen jeden, der sich nähert, mit Steinen und hetzen die Hunde auf ihn. Zu den wenigen, zu denen sie Zuneigung gefasst haben, sind sie umso herzlicher, besonders zum Vater des Jungen, der in der Stadt vor dem Zigeunerprimas ebenso den Hut zieht wie vor dem Stadtpfarrer. (Der Großvater lästert zwar, sein Schwiegersohn pflege als guter Geschäftsmann eben seine Kundschaft, und in der Tat beziehen die Zigeuner ihre Kochtöpfe aus dessen Eisenwaren-Handlung, aber wir wissen ja bereits, dass der Vater alles andere als ein Opportunist ist.). Vor den Deportationen an den Bug, die Antonescu auch für Zigeuner schon begonnen hat, haben sie keine Angst: Flussauen zum Lagern und Menschen, die ihre Flechtkörbe kaufen und zur Hochzeit aufgespielt haben möchten, gibt es überall. Sie ahnen noch nicht, was kommen wird ...

Nach dieser einigermaßen abstrakten Darstellung soll ein konkretes Ereignis angeschnitten werden, um zu zeigen, dass Schlattner nicht darlegt, sondern erzählt. „In Siebenbürgen

redet man nicht, man erzählt, macht aus allem eine Geschichte“, heißt es im Buch, und in der Riesenzahl von Geschichten, die der Roman enthält, geht es oft grotesk oder burlesk zu, und das Komische mischt sich, manchmal auf gewagte Weise, mit dem Ernst.

Emil Lohmüller II ist ein Panzergrenadier der reichsdeutschen Lehrkompanie, ein lieber, bei den Jugendlichen sehr geschätzter Kerl, der sich in Fogarasch so wohlfühlt, dass er sich sogar verlobt (mit der Tochter eines ehemaligen Seiltänzers). Eines Nachts wird er tot aufgefunden, zwischen dem geschändeten und verwahrlosten jüdischen Friedhof und der Strada Verde, so heißt paradoxerweise der Fogarascher Rotlichtbezirk, und so bergen die gewerblichen Damen die Leiche des Armen in dem geheimnisumwobenen Etablissement der Madame Burlea. Die Todesursache ist nicht ersichtlich, vielleicht Herzversagen aus Angst – er hat den Frontbefehl in der Tasche. Die Beerdigung wird zum großen Ereignis. (Man muss sich die Todesumstände vor Augen halten, um die Äußerungen würdigen zu können.)

Text 2:

Auch die rumänischen Mädchen aus unserer Klasse [...] waren zur Stelle, obschon die Scharführerin Edeltraut Maultasch es ihnen untersagt hatte: „Dort habt ihr nichts zu suchen, dort sind nur Übermenschen gefragt, es ist eine reindeutsche Heldenfeier!“ [...] Der Kreisleiter sprach vom Fenriswolf und der Midgardschlange und dem unverwüstlichen germanischen Lebensbaum. [...] Indes schritt die Ortsgruppenleiterin in ihrer schwarzen Montur zum Katafalk des Helden. Dort erklärte sie, dass sich deutsche Mütter Nacht für Nacht anstrengten, die im schicksalhaften Völkerringen geschlagenen blutigen Lücken wettzumachen. [...]

Doch die Aufmerksamkeit wurde abgelenkt. Durch die ringförmigen Reihen der Trauernden und Schauenden drängten sich im Gänsemarsch Madame Burlea und die Schar ihrer Mädchen. Diese waren auffallend sittsam angezogen, die dunklen Kleider bedeckten nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig, wie es geboten schien in diesem einzigartigen Fall einer raffinierten Reklame bei vollem Tageslicht. Die Jungfrauen wirkten so, dass viele enttäuscht waren, die sie bloß vom Hörensagen kannten und nun von Angeicht zu Angesicht schauten. [...] Dreimal griffen die Töchter des Hauses mit manikürten Händen eine Prise Erde auf und ließen sie graziös mit der Blumenspende in die Tiefe rieseln. Daraufhin schlügen sie das Kreuz über die wohlgeformten Brüste. [...] Einige berührten zuerst die rechte, andere zuerst die linke Brust, je nachdem, ob sie orthodox oder katholisch waren.

Am Ende der langen Veranstaltung aber tritt das jüdische Mädchen Gisela Judith Glückselich, die überraschenderweise ihr abgeschottetes Haus verlassen hat und zum Friedhof gekommen ist, an das Grab, vorbei an den Reihen der Hitlerjungen und BDM-Mädchen. „Sie ließ drei gelbe Rosen in die Tiefe schweben. Und war verschwunden, als ob die Erde sie verschluckt hätte.“ Später erfahren wir den Grund für dieses Wagnis: Der nette Panzergrenadier war über den jüdischen Zahnarzt, bei dem er seine Zähne lieber hatte reparieren lassen als beim arischen Pfuscher, in Kontakt mit den Glückselichen gekommen und hatte an seinem letzten Abend auf dem Grab des unter obskuren Umständen umgekommenen Brü-

derchens, der wie sein eigener kleiner Bruder Baldur hieß und an diesem Tag Geburtstag hatte, Kerzen angezündet, weil die Familie sich das natürlich nicht mehr trauen konnte. So ist er doch ein Held, von anderer Art, als bei der Totenfeier proklamiert.

Bei der Beerdigung ist natürlich auch der Junge anwesend, der der Erzähler und die Hauptfigur des Romans ist. Um seine Geschichte in den Blick zu bekommen, müssen wir auf zwei Ereignisse des Frühjahrs 1943 zurückgreifen. Im April, an Führers Geburtstag, wird er mit der gesamten DJ, den deutschen Jungen zwischen zehn und sechzehn, auf Hitler vereidigt. Die Sache lässt sich zuerst eher wie ein Aprilscherz an: Die Jungs sind nicht in Kluft angetreten, wie angeordnet, weil sie eine solche wegen Armut, aus Gleichgültigkeit oder auch Widerwillen nicht besitzen, sondern bieten ein abenteuerlich gemischtes Bild. Der Erzähler ist der Einzige, der eine tadellose Uniform mit sämtlichen Accessoires aufweist, womit er schon beim Anmarsch in der Stadt allgemeines Aufsehen erregt hat – seine national gesinnten Tanten haben sie ihm spendiert. Der Bannführer zieht beim Anblick dieser „Schweinebande“ wutentbrannt ab, aber der Kreisleiter, „ein weichherziger und nachgiebiger Mann“, springt ein und führt die Vereidigung durch (wobei ihm Bibel und NS-Jargon durcheinandergeraten: „Seid getreu bis in den Tod, meine lieben Kinder, dann ... wird der Führer zufrieden sein.“) Seine Rede von Weltjudentum und Bolschewismus, von neuer Ordnung aus germanischer Kraft erfüllt unseren Jungen mit „namenloser Begeisterung“, er ist stolz, ein Deutscher zu sein (und nicht Rumäne oder Ungar), schwört und ist entschlossen, diesem Eid treu zu bleiben. Am Ende sollen die Buben einen Führer wählen. Da legt der beste Freund des Erzählers, Hans Adolf, ihm die Hand auf den Scheitel und ruft: „Er allein hat eine ordentliche Kluft ... Wir werden ihm blind folgen.“ Und alle nicken. Auf diese seltsame Weise wird der Junge zum Faschisten. In den Sommerferien macht er einen Schulungskurs für Jugendführer in Kronstadt mit, der ihm „den Atem verschlägt“. Die ganze Stadt (jedenfalls die sächsische Innenstadt) einschließlich der Verwandten, bei denen er wohnt, ist „in Bewegung“ (mit ganz wenigen stillen Ausnahmen). Er erlebt ein Meer von Hakenkreuzfahnen, ein „Fest der Weihe“ mit suggestiven Zeremonien, er lernt bedingungslos befehlen und gehorchen, spürt in Kampfspielen Lust am Töten und am Tod, sieht in Rumänen, die einen traditionellen Umzug durchführen, nur noch Fremdkörper, wenn nicht gar Feinde. So völlig ist er in die Bewegung hineingezogen, dass er, vom Vater im Auto heimgeholt, dem mitfahrenden Dr. Schul die unheilvolle Rolle der Semiten zu erklären versucht. Allerdings gelingt es ihm zu Hause nicht, den „rückständigen“ Vater „auf Vordermann zu bringen“ – er erntet die beiden einzigen Ohrfeigen, die er im Leben von ihm bekommt.

Das zweite Ereignis im Frühjahr, Mai 1943, ist die Konfirmation seines Jahrgangs. Der Junge weigert sich teilzunehmen, nicht nur, weil ihm manches an der Lehre der Kirche mysteriös vorkommt, sondern vor allem, weil man doch nicht zwei Herren dienen könne. (Die Altersgenossen sind nicht so skrupulös und machen trotz Eid auf Hitler mit.) Die Familie ist nicht eben kirchlich engagiert, man feiert zwar sehr wohl die Feste (es gibt sogar am ersten Adventssonntag eine Feier mit Weihnachtsliedern), geht aber nie zum Gottesdienst, und die Bibel ist ihr „ein Buch mit sieben Siegeln“. So akzeptiert man, wenn auch ungern, die traditionswidrige und außenseiterische Entscheidung. Dafür hat der Junge eine Hilfs-

funktion bei dem Gottesdienst, wie schon in den Jahren zuvor: Er muss dafür sorgen, dass die Glocken im rechten Moment zu läuten anfangen und im rechten Moment aufhören, indem er von der Empore in den Turm eilt und dem alten Glöckner ein Zeichen gibt. Von der Empore aus beobachtet er nun, wie die einzelnen Konfirmanden gesegnet werden, darunter auch die Tochter eines Gutsbesitzers, Alfa Sigrid Binder von Hasensprung zu Neustift.

Text 3:

Noch ehe sie auf die gerippten Kissen niederglitt, um den Segen zu empfangen, öffnete sich der Halbkreis um sie. Ohne dass jemand die anderen dazu angehalten hätte, schwenkten sie nach links und rechts und bildeten ein Spalier, eine Ehrengarde, gaben den Blick frei auf die Kniende. [...] Gleichförmige Helligkeit erfüllte den Raum, die ihre Leuchtkraft aus den sieben Kerzen zu ziehen schien. Vor denen kniete am Fuße des Altars das Mädchen im Samtkleid, das Gesicht zum Pfarrer erhoben, als sähe es den Himmel offen. Erst als er mit den Fingerspitzen der segnenden Hände ihr Haar berührte, senkte sie den Kopf. Wie eine dunkelrote Tulpe. Wie eine dunkelrote Tulpe mit verschränkten Kelchblättern. Unter diesem Siegel nahm ich ihr Bild mit in die Erinnerung. Seit dieser Stunde war etwas mit mir geschehen.

Das Herz des Jungen begann zu flattern wie ein Schmetterling, bekennt er später. Aber dieser rührenden Szene folgt sogleich eine groteske Katastrophe. Als der Junge dem Glöckner das Zeichen zum Aufhören geben will, bricht ein Holm der Leiter, er stürzt in einer wahren Höllenfahrt abwärts. (Wir werden uns am Ende des Buchs daran erinnern: Er kommt unbeschadet davon – „Wenn Gott will, hält er überall seine Hand über dir“, kommentiert ein frommer Mentor). Was ihn rettet, ist ein Griff zum Seil der Uhr, deren Zeiger sich rasend zu drehen beginnen, in der Kirche bricht Panik aus, man glaubt an ein Bombardement der Amerikaner, den Einmarsch der Russen oder den Anbruch des Jüngsten Gerichts, und schließlich wird das Abendmahl im benachbarten Luftschutzkeller abgehalten.

Wie geht es nun weiter mit dem Freund Hans Adolf und der Hitler-Begeisterung, mit Alfa Sigrid und der Auseinandersetzung mit der Religion?

Mit Hans Adolf hat der Junge Blutsbrüderschaft geschlossen, nachdem dieser bei einem Kriegsspiel für ihn gekämpft und sich eine blutende Wunde zugezogen hatte. In der Schule ist Adolf ebenbürtig, ja, als Primus sogar eine Winzigkeit besser. Hübsch ist er auch, paradox nur, dass der Deutschsinnige einem rassigen Zigeunerjungen ähnelt. Sozial aber ist der Unterschied beträchtlich. Der Erzähler drängt seine Mutter, die Familie seines besten Freundes einmal zu besuchen, und erschrickt, als ihm dabei der Gegensatz bewusst wird zwischen der gepflegten Kultiviertheit der eigenen Familie und der Ärmlichkeit und Rohheit im Hause des Schornsteinfegers. Adolfs Vater soll Kommunist gewesen sein, bevor er völkisch wurde – ein kämpferischer Vertreter der Unterschicht in jedem Falle. Diesen Klassenunterschied wird man als wichtiges Motiv für Adolfs späteres Handeln sehen müssen – auch wenn der Erzähler sich das nicht klarmacht. Zunächst besteht jedenfalls die Freundschaft der beiden Jungen weiter und erlebt ihren Höhepunkt bei einer Paddelfahrt auf der

Aluta; sie bleiben unerlaubterweise über Nacht draußen, bergen sich in einer Höhle am Steilufer, derselben, in der der Flüchtling, der vom Vater des Erzählers gerettet worden ist, gehaust hat, bevor die Winterkälte ihn vertrieb. (Erwähnt sei, dass die Höhle, der schützende Unterschlupf zu den Leitmotiven gehört, die übers ganze Buch hinweg eine Rolle spielen.) Nach dem Tummeln im Wasser schlafen sie ohne Kleider, unter einer Decke aneinandergekuschelt. Ein homoerotisches Moment ist überdeutlich, der Erzähler spricht von „übermütiger Zärtlichkeit“ mit dem „heißgeliebten Freund“, dem er „glühend zugetan“ ist. Bei seinem späteren Nachsinnen im August 44 ist ihm unbegreiflich, wie dies Verhältnis zerbrechen konnte. Darin wird ihm der Leser, der über die Wandlung des Busenfreunds zum Todfeind schon am Anfang des Buchs informiert worden ist, kaum folgen. In seinem Rausch („es war ein Rausch gewesen, das war nicht ich“, urteilt er später) hat der Junge nicht bemerkt oder es nicht ernst genommen, wie der andere ihn dominiert, wie er selbstverständlich im Boot hinten sitzt und lenkt, wie er von seinem völkischen Standpunkt aus scharfe Kritik an allem und jedem übt (bis hin zum Prinzen im Dornröschen) und auch vom großbürgerlichen Lebensstil in der Villa des Jungen verächtlich redet. Von daher erscheint die schon berichtete Proklamation des Jungen zum Hordenführer durch Adolf fragwürdig, als gönnerhafte Beförderung des Herrensöhnchens in der schönen Kluft, vielleicht ist sie schon ein abgekartetes Spiel. Denn als der Junge nach der Ferienausbildung zum Hordenführer sein Amt antritt, muss er erleben, dass er von Adolf im Verein mit seinem zugleich starken und dummen Adlatus Roland richtiggehend demontiert wird. Zum einen weiß Adolf mit seiner praktischen Intelligenz in kritischen Fällen tatsächlich besser, was anzurichten ist, und der unsichere Hordenführer folgt seinen Forderungen einsichtig, fast demütig, zum andern führt Adolf in schwierigen Situationen die Befehle des Hordenführers durch konsequent wörtliche Auslegung ad absurdum – so marschiert er einmal nach einem „Geradeaus marsch!“-Kommando mit Roland durch ein Fenster, weil das korrekte „Halt!“ oder „Links schwenkt!“ in der Aufregung ausgeblieben ist. (Befehle müssen im Faschismus eben bedingungslos und wörtlich ausgeführt werden, und Adolf erinnert hämisch an sein Versprechen, dem anderen „blind zu folgen“.) Ausgerechnet diesen katastrophalen Ablauf bekommt die Ogrulei, die scharfe Ortsgruppenleiterin, mit. Obwohl es danach mit der Hordenführung besser läuft, findet sich der Junge eines Tages überraschend abgesetzt, Führer ist jetzt Hans Adolf. „Befehlen kann man nicht lernen, dazu muss man geboren sein“, kommentiert er. Und er verschmilzt so mit dem Amt, dass er ab jetzt Dolfiführer genannt wird. Dass er seinen Vorgänger rüffelt, versteht sich, aber der Gipfel ist die „exemplarische Bestrafung eines Verräters“. Worin bestand dieser Verrat, die Verletzung der deutschen Ehre, die Beleidigung des Führers des Deutschen Reichs? Der Junge hatte zufällig Gisela Judith getroffen, zum ersten Mal seit ihrem Ausschluss aus der deutschen Schule; gepackt von der Erinnerung an gemeinsame Kindertage geht er mit ihr nach Hause und schwelgt mit ihr in der Vergegenwärtigung der damaligen Kinderspiele, vor allem der „Hochzeit“ der beiden. Dass die hinreißend hübsche, blonde Jüdin beim Abschied ihre Wange in die Hand legt, mit der er dem Führer Treue geschworen hat, bringt ihn völlig durcheinander. Diese Zusammenkunft wurde beobachtet, 44 Minuten hat sie gedauert, weiß der Hordenführer, der das auch als persönliche Kränkung zu empfinden scheint, und dafür muss der Schänder

des Hordenansehens eine lebensgefährliche Fassadenkletterei vollbringen, als eine eine Art Gottesurteil (der germanischen Asen, versteht sich). Der Junge akzeptiert das als ein „Opfer“ für die schöne Jüdin, die er zu gern retten möchte, und siehe, während des hochriskanten Wagesstücks begreift er etwas von der „bewahrenden Kraft im Leiden für andere und von der freundlichen Gegenwart der Engel Gottes.“ Die anderen Hordenmitglieder äußern offen ihre Empörung, aber gehorcht wird selbstverständlich weiter, und der Junge kann sich nur mit Mühe nach Hause retten. Von da an ist es mit seiner bedingungslosen Anhänglichkeit an Hitler und seine Gefolgsleute aus. Zu der Beerdigung des Panzergrenadiers Lohmüller kommt er in Zivil, der Dolfiführer platzt beinahe vor Zorn.

„Denn Gott hat seinen Engeln befohlen über dir ...“ – später fällt dem Jungen ein, dass dies der Konfirmationsspruch von Alfa Sigrid war, dem Mädchen, das ihm in dem bordeauxroten Seidenkleid wie eine Tulpe erschienen ist. Seither hat er die Klassenkameradin eher gemieden, war „komisch“ oder sogar „garstig“ zu ihr, wie sie später feststellt – er kommt mit der Bezauberung, die ihn ergriffen hat, nicht zurecht. Wer ist diese Alfa Sigrid Renata Marie Jeanne? Ihr Vater Guido Binder von Hasensprung zu Neustift ist ein adliger Gutsbesitzer, eigentlich nur ein Bauer, sagt er, der zusammen mit seinen Knechten die Wiesen mäht, aber über seine Mutter mit rumänisch-griechischen Fürsten, vielleicht mit byzantinischen Kaisern verwandt; für die alte Dame, die am liebsten französisch spricht, hat er auf dem Gut eigens eine orthodoxe Kapelle errichtet. Er ist ein „Herr“, nie hört man ihn mit „Heil Hitler“ grüßen, genau wie den Vater des Jungen, mit dessen Familie die hochkultivierten Binders freundschaftliche Beziehungen pflegen. Das Mädchen Alfa Sigrid also und der Junge kommen sich ausgerechnet näher bei der Beerdigung des Panzergrenadiers. Sie verlässt während der grotesken Veranstaltung plötzlich die Reihe der uniformierten BD M-Mädchen, wirft Halstuch und Mütze von sich, sieht den Jungen abseits bei einem Grabstein stehen und zieht ihn mit sich in die Familiengruft der Binders. Dort kommt es zu einem existenziellen Gespräch. Alfa offenbart, dass sie von einer quälenden Angst vor dem Tod heimgesucht ist (und das scheint der eigentliche Grund für ihr Ausschreien zu sein, nicht der Widerwille gegen das lächerliche Zeremoniell), und diese Todesangst konkretisiert sich auf merkwürdige Weise: In der Gruft ist nur noch eine Nische frei, und die ist so kurz, dass von den in Frage kommenden Familienmitgliedern nur Alfa hineinpasst. Sie wird also bald sterben – sollte sie allerdings über die passende Länge hinauswachsen, dann wäre sie außer Gefahr. (Das dürfte im nächsten Sommer, d.h. um die Zeit unseres Exitus-Tanztees August 1944, der Fall sein, wie Engelbert, der mathematisch begabte Bruder des Jungen, ausgerechnet hat.). Und dann stellt sie eine Frage, welche sie bedrängt.

Text 4:

Ich legte ihr meine Joppe um. Sie hielt sie vorne zu, hüllte sich in meine Wärme, die in dem flauschigen Stoff verblieben war. Und fragte: „Glaubst du an das Leben nach dem Tod? Glaubst du an das ewige Leben? Glaubst du an die Auferstehung von den Toten?“

„Ja“, hörte ich mich laut sagen, indem ich die Augen auf sie richtete.

„Wie gut!“ sagte sie.

„Ja“, sagte ich, obschon ich es nicht glaubte.

„Du glaubst es! Wie mich das tröstet.“

Ja, hatte ich gesagt, obschon ich es nicht glaubte. Aber: Es gibt Augenblicke, wo man ja sagen muss, auf Teufel komm raus, ohne mit der Wimper zu zucken, laut und mit leuchtenden Augen, selbst wenn es nicht stimmt. Wobei man die eigentümliche Erfahrung macht: Es gibt ein Ja, auch ins Leere gesprochen, das sich mit der Zeit seine Wahrheit schafft, in Erfüllung geht. [...]

„Fast grün leuchten deine Augen“, sagte sie leise. Sie reckte sich auf die Zehenspitzen. Während meine Jacke von ihren Schultern glitt, legte sie ihre nackten Arme um meinen Hals und ihren Kopf an meine Brust. Eine Weile lang.

Der Junge geht schon am Tag darauf zu Stadtpfarrer Stamm, um sich selbst im Gespräch mit dem Geistlichen über die Frage des Seins nach dem Tode klar zu werden. Der entwirft ein sehr inspiriertes, dynamisches Bild vom Dasein in der Vollendung. (Als irdisches Vorausbild für die Gemeinschaft, die unter den Glückseligen herrschen wird, steuert der Junge die Feier von Königs Geburtstag bei, wo dieselbe Freude alle 19 Völkerschaften Rumäniens verbindet, was Stamm natürlich erfreut aufgreift.) Besonders wichtig wird für den Jungen der Verweis des Pfarrers auf das Gleichnis vom Gichtbrüchigen (Mk 2): Da heißt es nicht „Als Jesus seinen Glauben sah“, sondern „Als Jesus ihren Glauben sah“ (nämlich den der Freunde, die den Kranken mit größter Mühe durch das Dach des Gebäudes vor ihn gebracht hatten), heilte er den Gichtbrüchigen – das heißt, der Glaube eines Nahestehenden kann genügen, einen Menschen zu retten. „Glühend wünschte ich zu glauben“, bekennt der Erzähler; diese Vorstellung vom Glauben für andere wird für die Gespräche mit dem Mädchen sehr wichtig werden, sie beschwört ihn später: „Glaub stärker, glaub für mich.“

Aber wir haben schon bei der Szene in der Familiengruft gemerkt, dass das Verhältnis der beiden keineswegs bloß spirituell ist. Noch am Tag der Beerdigung bringt er sie in seinem Paddelboot auf der Aluta nach Hause zum Binderschen Gut, vorbei an jener Höhle, wo er mit Hans Adolf eine Nacht verbracht hat. Dabei unterhalten sie sich neben vielem anderen über Platens Gedicht „Wer die Schönheit angeschaut mit Augen“ (die beiden Jugendlichen aus gutem Hause beziehen sich laufend auf Literatur, klassische und manchmal auch regional-sächsische), dann aber bekommt Alfa Lust zum Baden und begibt sich mangels Badeanzug ohne Kleider ins Wasser. Jetzt hat er wirklich „die Schönheit angeschaut mit Augen“. Und den Zigeunern, die ihre wilden Attacken gegen das Boot eingestellt haben, sobald sie die domnița, das Edelfräulein vom Binderschen Gut, erkannt haben, verrät sie, der Junge da sei ihr Freund. Und umarmt ihn.

Wieder eine Paddelfahrt mit einem geliebten Menschen also. Und wieder bricht die Beziehung ab, diesmal noch rascher: War Hans Adolf der „Freund für einen Frühsommer“, so heißt Alfa bei seinem Nachsinnen ein Jahr später „Freundin für einen Herbsttag“. Schon beim nächsten Gespräch nämlich, als er ihr seine Erkenntnisse über das ewige Leben mitteilen will, kommt sie in einem fort auf Hans Adolf zu sprechen. Er imponiert ihr, weil er bei so bildungsferner Herkunft die Schule so glänzend meistert, es reizt sie, ihm „gute Bücher“

zum Lesen zu geben und ihm Manieren beizubringen, ihn „in unsere Kreise zu ziehen“, sie ist auch beeindruckt davon, wie er seine gelähmte Tante betreut. (Das ist eine der vielen skurrilen Figuren, die der Roman präsentiert: eine zugleich bigotte und deutschnationale Person, die Hitler in der Bibel vorhergesagt sieht.) Und wirklich, beim nächsten Besuch der Badestelle an der Aluta sieht der Junge die beiden am anderen Ufer stehen, „ineinander vertieft mit Worten und Blicken“. Zwar stürzt sie (jetzt und auch später) auf den Jungen zu, umarmt und küsst ihn, behandelt ihn zuvorkommend und freundlich, aber er ist „zutiefst verbittert“, fühlt sich erneut verraten: Das geliebte Mädchen gehört jetzt zu dem ehemaligen Freund, der zum Todfeind geworden ist. Der Leser registriert, dass es Alfa auch weiter um Kontakt und ernsthaften Austausch mit dem Jungen zu tun ist, dieser selbst in seiner Verletztheit will das nicht wahrhaben. Aber ich greife jetzt, die Spannung brechend, voraus: Am Ende wird uns offenbart, dass der Junge für Alfa wirklich die große Liebe war (ein Indiz: sie hat einmal, als sie ihn aufs Gut kommen hörte, ihre wertvolle Geige, mit der sie gerade mit der Mutter zusammen musizierte, auf den Boden fallen lassen). Warum dann der Flirt mit Adolf? „Viele fürchten sich vor der großen Liebe“, stellt eine Klassenkameradin fest, und Hans Adolf erkennt am Ende selbst: „Lückenbürger war ich!“ („Nicht ganz, etwas mehr“, kommentiert die kluge Beobachterin: Er war eben doch ein hübscher Bursche, abgesehen von seinen hässlichen, schwitzigen Füßen.) Die Abläufe entsprechen sich: Der Junge hat ja nach dem Coup de foudre bei Alfas Konfirmation Fluchtreaktionen gezeigt (er war „garstig“ zu ihr), Alfa flieht vor der Fülle der Empfindung zu einem (zweifellos attraktiven) Ersatzmann.

Im Frühjahr 1944 wird wiederum konfirmiert, und der Junge macht diesmal mit. Sein Glaube ist zwar immer noch nicht unangefochten, aber das Argument „Man kann nicht zwei Herren dienen“ (das seine deutschvölkischen Tanten erneut anführen) ist für ihn weggeflogen, er ahnt, dass „unser Gott im Himmel stärker ist als die nordischen Götter, das Geschlecht der biertrinkenden und säbelrasselnden Asen.“ Und die Idee der Rettung eines geliebten Menschen durch den eigenen Glauben lebt immer noch in ihm, „obwohl das Mädchen, das ich retten wollte, sich von mir nicht mehr ins Herz sehen ließ“. In paradoxem Gegensatz stehen nebeneinander der Drang, die Geliebte zu retten, und der Abscheu gegen die Treulose und ihren Galan.

Ein letztes Kampfspiel beendet die Geschichte der Horde, bevor die Klassenkameraden sich in alle möglichen weiterführenden Schulen verstreuen. Es findet ausgerechnet bei der Höhle am Steilufer der Aluta statt, nicht weit von der Stelle, wo Alfa vor den Augen des Jungen gebadet hat (wieder ein Beispiel für das enge Motivgeflecht des Romans), und Alfa ist die „Prinzessin“, um die die beiden Gruppen, die eine unter dem Dolfiführer, die andere unter dem Erzähler, kämpfen. Da, wo die beiden einst liebevoll nebeneinander gelegen sind, schlagen sich die beiden Anführer jetzt mit letztem Einsatz, „der Hass quoll aus den Poren“, formuliert der Junge, er will weh tun, verletzen, töten. Die Sache geht irgendwie unentschieden aus („Die Frage nach dem Endsieg blieb unbeantwortet“, heißt es doppelsinnig), Alfa verschwindet („Nie wieder“) und geht alleine, ohne sich um die beiden „Wüstlinge“ zu kümmern, auf das nahe gelegene Bindersche Gut (wo eigentlich Milchkaffee und

Torte auf alle Kämpen warten). Ihre Zuordnung zu Adolf erscheint nicht mehr deutlich, und bei den Kameraden formiert sich Opposition gegen den Dolfiführer.

Und jetzt, nach all der Vergegenwärtigung des Vorausgegangenen, beginnt endlich der Exitus, die Abschiedsfete. Ich habe schon verraten, dass die Liebe von Alfa und dem Jungen jetzt offenbar wird. Nachdem er sie (und Adolf) sehr frostig empfangen und danach verbitert gemieden hat, schmilzt zunächst einmal seines „Herzens Härte“ schlagartig, als er zufällig auf die Berechnungen seines Bruders zum Wachstum Alfas stößt und so an ihre Angst vor einem vorzeitigen Tod erinnert wird. Und dann kommt das Märchen vom Dornröschen: Nachdem im Roman unzählige Male darauf angespielt wurde, hat es jetzt seine entscheidende Funktion. Man will spielen, wie es nach dem Märchenschluss weiterging und beginnt deshalb mit dem Erwachen Dornröschens. Alfa (wer sonst sollte die Prinzessin spielen?) wird von den Jungen geküsst („Auf die Stirn!“ bedingt sie sich aus), und man wird sehen, auf wen sie reagiert. Bei Hans Adolf schlägt sie die Augen auf, aber erst den Erzähler (der mühsam zum Mitmachen geschleift werden muss), „blickte sie ganz freundlich an“, wie es im Märchentext heißt. Und jetzt wissen alle, dass das mit dem Adolf Schwindel war. Alfa erklärt: „Es gibt eine Liebe, dass man fliehen will, sich verstecken muss, bis die Zeit um ist, ... der magische Augenblick da ist“ (auch wenn es keine hundert Jahre dauert wie im Märchen). Adolf aber ist von da an völlig isoliert, seine nationalistischen, rassistischen Parolen ziehen in diesem Kreis nicht mehr.

Neben den rumänischen Klassenkameradinnen, sympathisch in ihrer Natürlichkeit und Wärme, ist auch ein kaum zu erwartender Gast gekommen: Gisela Judith, der der Junge einen rumänischen Soldaten als Geleit besorgt hat. Sie wird anfangs von Hans Adolf und noch mehr von dem widerlichen Erichonkel, dem opportunistischen Obernazi, schlimm beleidigt, aber der Junge tritt ihm beherzt entgegen (und spürt dabei auch ihre erotische Anziehung, die mit der Alfas verschmilzt). Sie zittert, als sie mit ihm tanzt, und bekennt, sie wisse nicht, ob sie noch etwas wolle, „außer alles zu vergessen und mich nicht mehr fürchten zu müssen“. Schließlich schläft sie im Kinderzimmer, unter dem Plaid, unter dem zwei Jahre zuvor ihr Vater bei seiner Rettung durch den Vater des Erzählers geschlafen hat. (Das kann sich der Leser jetzt zusammenreimen, der Junge selbst offenbar nicht.) Sie flüstert noch glückselig: „Zum ersten Mal endlich einmal, ... ist es mir, als sei mein Familienname kein purer Hohn.“ Also: Das Liebespaar hat sich gefunden, zwischen den alten Klassenkameraden herrscht allgemein herzliches Einvernehmen (selbst Hans Adolf fügt sich ein, er tanzt sogar mit Gisela Judith), es herrscht bei aller Blödeleien und drolligen Zwischenfällen eine fast märchenhafte Atmosphäre. „Die Zeit stand still“. Der Junge ruft aus: „Jetzt war für mich die Welt wieder im Lot.“ Wäre der Roman hier zu Ende, müsste man von einem Happy End mit Kitschverdacht sprechen. Und siehe, Pfarrer Stamm kommt zu einer Stippvisite vorbei und lässt (eher nebenbei) fallen: „Genauso stelle er sich das ewige Leben vor, als ein bewegtes Fest, wo eitel Freude und Fröhlichkeit und überschäumende Laune herrschten und vor allem die Liebe das große Wort führe.“ In der Tat sind auch die Völker vereint: Deutsche, Rumäninnen, eine endlich furchtlose Jüdin. (Für die Ungarn kann die Hausmeistersfamilie stehen, die sich auch einschaltet.) Noch also, und jetzt ganz besonders, bietet der uns vorgeführte Ausschnitt der siebenbürgischen Gesellschaft ein Bild, das die Inter-

pretation des Stadtpfarrers als Vorschein des ewigen Jerusalem jedenfalls möglich macht. Aber der Roman ist noch nicht zu Ende.

Hier scheint es geboten, auf das schon im Titel genannte Motiv des „geköpften Hahns“ einzugehen. Es kommt im Romantext wohl noch häufiger und in variablerem Kontext vor als das Motiv Dornröschen. Die wichtigste, entscheidende Bedeutung aber kommt, wie ich denke, jetzt zur Sprache, bei einem Tanz Alfas mit dem Jungen, beide inzwischen, wie alle Gäste, kostümiert.

Text 5:

Inzwischen hatte Viky das Grammophon repariert, und der Tango „Historia de un amor“ rauschte auf. Meine Königin wies alle Bewerber ab, sagte frank und frei: „Ich tanze nur mit dem König.“ [...]

Durch die königlichen Gewänder erkannte ich ihre Gestalt, wie ich sie geschaut hatte in makelloser Nacktheit, damals im Herbst, am Rande des Flusses, im Angesicht der Gebirge.

In diesem Augenblick entstieg dem Gedächtnis das Bild vom geköpften Hahn, verwahrt in der Kindheit unter einer winterlichen Sonne, das Bild, das ich gesucht hatte: wie sich das geopferte Tier den Fingern der Dienstmagd entriss und sein Haupt in ihren Händen verblieb, wie der kopflose Leib davonstob und auf dem makellosen Schnee eine Blutspur hinterließ, die sich in wollüstigen Voluten zu einem Muster fügte, wie der geköpfte Hahn trunken vor Wonne tanzte, bis er vor erschlaffter Lust umfiel, tot vor Glück. Nur der rote Stummel zuckte noch.

Beim nächsten Tanz, mitten im Tango „Avant de mourir“, sagte sie: „Jetzt gehen wir. Die Stunde hat geschlagen.“

Es geht um höchste Lust vor dem gewissen Ende, Glück und Schönheit auf dem Hintergrund des unausweichlichen Todes, hier bezogen auf die zwei, die der Todesangst ihre Liebe entgegensezten und selig tanzen „avant de mourir“, aber doch wohl auch auf die Menschengruppe, die kurz vor dem Verhängnis ein harmloses, aber tief empfundenes Glück erlebt, und, wie auch andere Verwendungen nahelegen, um Siebenbürgen im Ganzen, das wir in seiner anziehenden Vielfalt vorgeführt bekommen haben, „ein Land, so schön wie kein anderes“, wie die Sachsen singen, denen jetzt die Katastrophe bevorsteht.

Zunächst allerdings will Alfa mit dem Jungen allein sein, wie er damals mit Hans Adolf in der Höhle allein war. Sie landen im „Kalib“, dem Kinderhäuschen im Garten, das Alfa schon früher als Schutzort gegen ihre Todesangst angezogen hat. (Höhle, Kalib – es gibt noch mehr solche bergende Räume im Roman.) Es beginnt ein langes, mäanderndes Gespräch über Tod, Liebe, Glaube für andere, ewiges Leben und Opfer (der Junge hat sich, das sieht auch Alfa so, bei der Fassadenkletterei für Gisela geopfert). Jetzt ist es Alfa, die glaubt und ihre Angst verloren hat, den Jungen dagegen ergreift eine „kosmische Angst“. Man kommt auf Thomas Manns berühmte Zauberberg-Stelle („Um der Liebe und Barmherzigkeit willen sollst du dem Tod keine Macht einräumen über deine Gedanken“), aber auch auf Karl May (es sind Halbwüchsige, die sich unterhalten, keine professionellen Denker); am Ende stellt man fest, dass das Problem einfach nicht aufgeht wie eine Gleichung zweiten Grades.

Schließlich ruft Alfa ihn neben sich, „und wir berührten uns“. Ob bei dieser erotischen Nähe mehr passiert als damals mit Hans Adolf, wird nicht gesagt. Auch wenn es Andeutungen gibt, die dafür sprechen, wollen wir es dahingestellt sein lassen.

Und dann ertönen die Sirenen des Fliegeralarms. Die beiden im Garten hören sie als Erste. Zunächst finden sie das Getöne, zumal auch die Kirchenglocken läuten, „schauerlich und festlich“, aber dann merken sie: das Krachen ist näher und heftiger, als wenn, wie sonst, Bukarest bombardiert wird. Dann kommen auch Leuchtraketen und Scheinwerfer dazu. Alfa, die früher so angstbesetzte, ist nun völlig angstfrei: „Uns kann nichts passieren! ... Mich und dich wird es nicht treffen! Denn wir beide sind jenseits.“

Alle, die sich in der Villa aufhalten, werden angesichts der Gefahr in den Splittergraben kommandiert, einen Schutzraum, der vorsorglich im Garten angelegt worden ist, auch Gisela Judith, die im Kinderzimmer weiterschlafen würde, hätte sich der Junge nicht an sie erinnert. Jetzt donnern Flugzeuge dicht über die Villa – und sieh da, es sind nicht Amerikaner, es sind die drei deutschen Doppeldecker von der Lehrkompanie. „Wir sind gerettet! Es sind die Deutschen!“ schreit Hans Adolf und rennt ins Freie. „Wir sind gerettet!“ ruft auch Alfa, die nachgekommen ist. In einem der Flugzeuge ist ja ihr Freund Jupp als Bordschütze. In der Tat sind es die „herzensguten Menschen“ von der Wehrmacht, die öfter in der Villa eingeladen waren und allenfalls durch ihre Tischmanieren negativ auffielen – jetzt aber schießen sie in den Garten ebendieser Villa, mitleidlos und zielsicher. Die Jüdin Gisela begreift als Erste: „Wir sind gerettet!“ ruft auch sie, aber sie meint etwas anderes – die Deutschen schießen, sie sind Feinde, das Faschistenregime hat also ein Ende, „gepriesen sei der Herr der Heerscharen“.

Hier sollte zum Verständnis der Situation erläutert werden, was an diesem 23.8.44 passiert ist. (Der Autor hat schon vorher einmal einen ganz knappen Hinweis gegeben und hebt sich eine deutlichere Erklärung für den allerletzten kurzen Abschnitt des Romans auf.) König Michael hat den faschistischen Machthaber Antonescu in einer Art Staatsstreich von oben gefangen nehmen lassen und hat die Fronten gewechselt: Rumänien ist jetzt verbündet mit den Russen und kämpft gegen Hitler. Damit ist der Exitus der Siebenbürger Sachsen besiegt.

Der Junge, ebenfalls im Freien, ist hin- und hergerissen. Zuerst muss er sich aus der Umklammerung durch Adolf, der ihn als Schutzschild benutzen wollte, befreien (der ehemalige Freund entlarvt sich vollends als „elender Mensch“), nun aber weiß er nicht, welches der beiden Mädchen er mit seinem Leib schützen soll – Alfa (trotz ihres schlafwandlerischen Sicherheitsgefühls ist sie über die errechnete kritische Phase noch nicht hinaus) oder die ekstatisch betende und singende Gisela (stirbt sie, dann war es ja sinnlos, dass der Junge sich für sie geopfert hat). Wie schon öfter, tut er nichts – während die Einschläge der MG-Projektile sich rasend nähern, steht er wie angewurzelt.

Text 6:

Ein leichter Hieb traf mich, als hätte ein Schulkamerad mir in der Pause im Scherz die Handkante in die Kniekehlen geschlagen. Oder als ließe [mein großer Bruder] Engelbert den Gartenschlauch mutwillig pendeln, um mit dem Wasserstrahl der kleinen Schwester und den jüngeren Brüdern

über die nackten Beine zu fahren, am Abend, wenn die Kürbisse blühen, während die Mutter vom Fenster aus zuschaut und lacht und die Kinder schließlich in das Lachen der Mutter einfallen. So schien es aufs erste. Außer dass ich in die Knie gesunken war in meinem himmelblauen Prunkgewand und schließlich feierlich vornüber kippte und hingestreckt lag mit gebreiteten Armen [...], verspürte ich nichts, verspürte ich keinen Schmerz. Ich war aus allen Himmeln gefallen. Dass ich kein Wort hervorbrachte - Kinderkalib zum Beispiel – verwunderte mich sehr. Die Geliebte neigte sich zu mir und schaute mich mit ihren Augen an. Es wunderte mich, dass ich mich nicht regen konnte, und auch, dass das jüdische Mädchen mein Gesicht vom Boden wegdrehte und mein Ohr jetzt das Herz der Erde schlagen hörte, und es wunderte mich, dass der beste Freund sich in den Bauch des Bunkers flüchtete, entwich durch die Falltür in die Unterwelt.

Ich wünschte, dass ein Engel mich auf den Rückenbettete, und ich erwartete, dass sich der Himmel mit seinen blauen Wundern vor meinen Augen öffnen würde [...].

Erst als ein Schmerz wie eine explodierende Bombe meinen Körper zerriss, schoss der grausame Gedanke durch mein Hirn: Der Tod ein Tor zum ewigen Leben – Lug und Trug! Die Hütte Gottes mitten unter den Menschen und Christus der königliche Hausherr, der gesellige Gott mit uns an der himmlischen Hochzeitstafel – der Betrug aller Zeiten. Der Himmel auf Erden oder der Mensch im siebenten Himmel – eine ausgeklügelte Lüge. Schauerlich war, dass man keinen vor der Entzauberung würde bewahren können. Es war zu spät. Aus! Es hatte mir die Stimme verschlagen. Ich würde niemanden mit dem Schreckensschrei warnen können: Glaubt nicht!

Darüber kamen mir die Tränen.

Tausend teuflische Gockel umtanzten mich und stießen mich mit ihren Krallen kopfüber in einen Feuerstrom, der mich in die Hölle schwemmte. Als es um mich dunkel wurde und alle Tränen von meinen Augen abgewischt waren und vielleicht auch der Tod nicht mehr war, sah ich einen neuen Himmel, in das Gold der Heiligen getaucht. Ein himmlisches Nichts tat sich auf, in das ich entschwebte. Das viele blieb zurück, und alles wurde weit, während mich Glückseligkeit beflogelte wie nie.

Bis sich diesem Höhenflug eine Hürde in den Weg stellte. Es waren die sieben Buchstaben meines Namens, die Halt geboten, mich zur Umkehr zwangen vor der Grenze zum achten Himmel.

Was geschieht in diesem Abschnitt? Er wird von einer Kugel getroffen – stirbt er? (So kann man es gelegentlich in Internet-Beiträgen lesen.) Sicher nicht – im letzten Abschnitt ist ja von einer „Umkehr“ die Rede. Und ein Ich-Erzähler, der am Ende des Buchs (oder kurz davor) stirbt, wäre doch zu bizarr. Eindeutig entschieden wird die Frage durch eine Stelle hundert Seiten früher, wo der Erzähler Auskunft über Geschehnisse nach Kriegsende gibt, das er also erlebt haben muss. (Dass hier der Junge spricht und nicht irgendein auktorialer

Berichterstatter, erweist sich dadurch, dass er „mein Bruder Uwe“, „mein Bruder Kurtfelix“ sagt – Weiteres dazu später). Verweisen kann man auch auf den zweiten Roman, der 1957 spielt und dessen Held eindeutige Merkmale der Identität mit dem Jungen aufweist. Also wird man von Nahtoderfahrungen des Getroffenen sprechen. In diesen kommen zunächst die Beziehungen zu den drei für ihn wichtigsten Personen zu einem gewissen Abschluss, die sich mit ihm, in einem vielleicht etwas künstlichen Arrangement, als Einzige außerhalb des Bunkers befinden. Der „beste Freund“ lässt ihn im Stich, als Egoist, der er wohl schon immer war. Mit den beiden Mädchen herrscht liebevolles Einverständnis; durch die Bezeichnungen „die Geliebte“ und „das jüdische Mädchen“ wird eine erotische Konkurrenz ausgeschlossen (die vorher an manchen Stellen durchaus im Raum stand – aber es gibt noch mehr Mädchen, deren Reize den Jungen verlocken). Die Opferbereitschaft des Jungen erlebt ihren abschließenden Höhepunkt (auch wenn er gleich Buridans Esel zwischen den beiden Heubündeln nicht dazu kommt, sie zu realisieren). Schließlich wird auch das Schwanken zwischen Zweifel und Glaube in heftig akzentuiertem Gegensatz zu einem Ende geführt: Zuerst der „grausame Gedanke“, die Verheißenungen der Religion könnten „Lug und Trug“ sein. (Dabei dann, in paradoxer Analogie zur Bereitschaft des Jungen, eine andere durch seinen Glauben zu retten, der – vergebliche - Wunsch, die anderen vor der illusionären Jenseitshoffnung zu bewahren). Dann aber eine plötzliche Glaubensgewissheit, formuliert mit Worten des 21. Kapitels der Apokalypse (die Pfarrer Stamm knapp 200 Seiten früher zitiert hat): alle Tränen sind abgewischt, der Tod ist („vielleicht“ wird eingefügt) nicht mehr, es gibt einen neuen Himmel. Diese Gewissheit hat einen anderen Akzent als bisher: Pfarrer Stamm hat immer die soziale Seite der himmlischen Existenz betont; hier stehen die Ausdrücke, die in diese Richtung gehen, „die Hütte Gottes mitten unter den Menschen“, „Christus der königliche Hausherr“, „der gesellige Gott mit uns an der himmlischen Hochzeitstafel“ in der Passage des Zweifels; und im Abschnitt der plötzlichen Gewissheit fehlt bei dem „neuen Himmel“ die zugehörige „neue Erde“. Dafür hört man hier von einem „himmlischen Nichts“; „das viele blieb zurück“, es bleibt also wohl das „Ein und Alles“, das auch „Nichts“ genannt werden kann - eine abstraktere, vielleicht mystisch zu nennende Jenseitsvorstellung (oder eben gerade nicht Vorstellung), gleichwohl erfahren als Glückseligkeit. Und dieser Glaube ist ein reines, plötzliches Geschenk (wie schon der Pfarrer damals betont hat).

Wie ist die Hürde zu verstehen, die sich dem Höhenflug in den Weg stellt? Bei dem Namen mit sieben Buchstaben kann man an Eginald denken. Die irdische Individualität jedenfalls, für die der Name steht, besteht weiter; Individualität passt nicht zum (himmlischen) Nichts, sondern gehört zum Vielen, sie hindert den Visionär, in den achten Himmel zu gelangen. Von dem hat Pfarrer Stamm gesagt, dort spiele sich „das ewige Leben in aller Vollkommenheit“ ab, dort wohne „Gott in seiner Reinheit“. Die ersten sieben Himmel seien etwas, was man schon hier auf Erden erreichen könne - den siebten Himmel durch die Liebe. Die hat der Junge erlebt, das göttliche Jenseits bleibt ihm, trotz der offenbar schweren Verwundung, noch vorbehalten.

Finden also die Beziehungen zu den drei wichtigsten Begleitfiguren und die Glaubensfrage durch die Vision des Getroffenen einen gewissen Abschluss, endet seine Geschichte

in anderer Hinsicht völlig offen: Für seine Zukunft hienieden fehlt jeglicher Hinweis. Für ein paar andere Personen hat der Autor Vorausverweise auf ihr späteres Schicksal eingebaut, im Zusammenhang mit der Figur des „Propheten“, eines merkwürdigen Außenseiters, der aufgrund scharfer Beobachtung und Intuition (oder doch echter Visionen?) vieles verblüffend richtig voraussieht. An einer Stelle, wo er Andeutungen über das Ergehen bestimmter Personen nach dem Krieg gemacht hat, nimmt der Ich-Erzähler das Wort und bestätigt: „Und wie er gesagt hatte, so kam es!“ Von seiner Kenntnis als Überlebender her (eine überraschende Veränderung der Perspektive, die sonst immer im Kontext der Kriegsjahre bleibt) führt er da aus, wie tatsächlich der opportunistische Kreisleiter bestens davon kommt, wie es dem anständigen Widerständler schlecht ergeht. (Dabei wird auch der Frontwechsel Rumäniens im August 44 knapp angesprochen, wie soeben erwähnt, und die Deportation aller arbeitsfähigen Sachsen nach Russland im Jahre 1945 zur Sprache gebracht. Dieses für das schlimme Schicksal der Sachsen nach der kommunistischen Macht- ergreifung zentrale Faktum - dem deutschen Lesepublikum inzwischen durch Herta Müllers „Atemschaukel“ bekannt - wollte Schlattner offenbar nicht unerwähnt lassen.) Für den Jungen und die anderen drei Hauptpersonen aber gibt es keine derartigen Hinweise auf ihr zukünftiges Ergehen, es sei denn, wir wollen dem Satz aus dem letzten Gespräch mit Alfa im Garten „... nahm ich sie zum letzten Mal in die Arme“ entnehmen, dass die Liebe der beiden keine Fortsetzung hat. (Alfa kommt im zweiten Roman nicht vor.) Der Junge hat sozusagen lustvoll getanzt bei dem Exitus (beides in mehr als einem Sinn), er hat am Ende seiner wechselhaften Jugendzeit die Liebe erlebt und hat menschliche Gemeinschaft genossen (War er nicht, wenigstens kurz, im „Himmel auf Erden“, „der Mensch im siebten Himmel“?), er war glücklich, bevor es dunkel wurde: wie der geköpfte Hahn, das „geopferte Tier“ - auch wenn bei unserem Helden das Dunkel kein endgültiges war.

Dr. Gerhard Vogt, 18. September 2017